

Für eine gemeinsame Familienarbeit

Zur Bedeutung mehrerer Bezugspersonen für die (früh-)kindliche Entwicklung

Obschon heute viele Geschlechterrollen kritisch hinterfragt werden, finden sich doch immer wieder Bereiche, in denen die vorgeblich traditionelle Rollenverteilung kaum in Frage gestellt, sondern als „naturegegeben“ akzeptiert, ja: geradezu tabuisiert wird. Ein Beispiel hierfür bildet die frühkindliche Erziehung und Betreuung durch die Mutter: Nach wie vor gilt eine nahezu ausschließliche Beziehung zwischen Mutter und (Klein-)Kind als ausschlaggebend für dessen Gedeihen. Demgegenüber zeigen die Ergebnisse empirischer pädagogisch-psychologischer Forschung seit langem, daß ein Kind Vater und Mutter gleichermaßen braucht und daß mehrere Bezugspersonen die kindliche Entwicklung wesentlich besser zu fördern vermögen. Konkret würde dies bedeuten, daß Vater und Mutter die Betreuung der gemeinsamen Kinder (wie auch die wirtschaftliche Versorgung, Haushalt usw.) möglichst gleichermaßen übernehmen und dabei – schon aufgrund der sich normalerweise überlappenden Arbeitszeiten – weitere zwei bis drei feste Bezugspersonen einbinden¹.

Zur Genese des heutigen Mutterbildes

Die Annahme, eine mehr oder weniger symbiotische Mutter-Kind-Beziehung sei zum einen in der Natur des Menschen begründet und damit „absolut“ gegeben, zum anderen aber unverzichtbar für das kindliche Gedeihen, entwickelte sich erst vor etwas mehr als 200 Jahren und ist deutlich kultur- und zeitgeschichtlich bedingt.

Enge, gefühlsmäßige Bindungen zwischen den Familienmitgliedern waren bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die Ausnahme. Auch eine intensive Beziehung zwischen Mutter und Kind war weder üblich, noch wurde sie für notwendig erachtet. Bedeutung erhielten Kinder vor allem über ihre Arbeitskraft. In fast allen Bevölkerungsschichten wuchsen sie „nebenher“ und ohne besondere Zuwendung in ihr künftiges Leben hinein. Betreut wurden sie – wenn überhaupt – von verschiedenen Personen, nicht aber speziell von der Mutter, die für das tägliche (Über-)Leben Sorge tragen mußte. Auch eine Trennung von den Kindern wurde als selbstverständlich angesehen.

Erst mit Beginn der Industrialisierung gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann man, die Phase der Kindheit theoretisch zu reflektieren und entsprechende Erziehungsvorstellungen zu entwickeln: Da die soziale Position eines Menschen nun nicht mehr weitgehend durch Geburt und Stand vorgegeben war, erhielten Erziehung und (Aus-)Bildung große Bedeutung. Der Mensch galt nun als geschäfts- und vertragsfähiges Individuum, dessen Anlagen und Fähigkeiten in der Kindheit entwickelt, d.h. einer aufwendigen Erziehung unterzogen werden mußten. Zugleich löste sich mit der Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz und der Einführung fester Arbeitszeiten das bisher übliche „ganze Haus“, das primär eine wirtschaftliche Gemeinschaft bildete, zunehmend auf; an seine Stelle trat die zwei Generationen umfassende Gemeinschaft der Ehegatten mit ihren leiblichen Kindern. Während die Frau im „ganzen Haus“ tragende und vielfältige Funktionen erfüllt hatte, war ihr Mitverdienst im aufsteigenden Bürgertum nicht mehr nötig. In Verbindung mit der Entdeckung der Kindheit als wesentlichem Bestimmungsfaktor des späteren Lebens und dem damit einhergehenden Anspruch einer umfassenden Erziehung entstand auf dieser Basis eine ganz neue Vorstellung von Familie und infolge dieser Entwicklung auch der Frau – erst jetzt kam die „Mutter zum Kind“, d.h. zu der ihr noch heute zugeschriebenen Rolle: Während die Kindererziehung in den bis dahin erschienenen einschlägigen Schriften ausschließlich als Männeraufgabe gesehen worden war – der Gedanke, sie den Müttern zu überlassen, wurde vehement zurückgewiesen² –, „entdeckte“ man nun „Natur und Wesen“ der Frau in der Mutterschaft, in der Betreuung und Pflege ihrer Kinder sowie im Schaffen eines gemütlichen Heimes. Insbesondere in den bürgerlichen Familien wurde diese Vorstellung schnell zum Leitbild. Damit entstand ein ganz neuer Menschentypus: die bürgerliche Hausfrau mit ihrem auf Kirche, Kochherd und Kinderstube reduzierten, selbstzufriedenen Lebenskreis. Weiter ausgebaut, „wissenschaftlich“ begründet und politisch instrumentalisiert wurde dieses Bild im Nationalsozialismus: Angesichts der hohen Arbeitslosigkeit sollte sich die Frau, ihrer „Wesensart“ entsprechend, ganz der Familie widmen. Während in der Kriegs- und Nachkriegszeit zahlreiche Frauen die Arbeit der abwesenden Männer übernehmen, allein der Familie vorstehen und diese ernähren mußten, wurde in Westdeutschland mit der Rückkehr der Männer in die Arbeitswelt wieder die Ausrichtung der Frauen auf Heim und Herd propagiert und auch weitgehend durchgesetzt³.

Gestützt wurde das betreffende Ideal durch Thesen von Psychoanalyse und Bindungstheorie, welche die Beziehung zur Mutter als ausschlaggebend für die psychische Entwicklung des Kindes ansahen. So schreibt Sigmund Freud der Beziehung zwischen Mutter und Kind Exklusivität zu; seines Erachtens bildet das Kind unmittelbar nach der Geburt eine „biologische“ und später eine „symbiotische“ Einheit mit der Mutter⁴. John Bowlby, ebenfalls von der Psychoanalyse kommend, nahm in seiner Bindungstheorie an, der Säugling sei biologisch disponiert, in der sensiblen Phase des ersten Lebensjahres eine primäre emotionale Bindung zu nur einer Be-

zugsperson – der Mutter – zu entwickeln (Monotropismus), die sich von anderen Bindungen qualitativ unterscheidet und für die psychische Entwicklung sowie die spätere Bindungs- und Liebesfähigkeit ausschlaggebend ist⁵. Im deutschsprachigen Raum vertrat Bernhard Hassenstein auf dieser Basis die Auffassung, eine kontinuierliche Betreuung durch ein und dieselbe Person – die Mutter – während der ersten zwei Lebensjahre sei unabdingbare Voraussetzung für eine gesunde kindliche Entwicklung. Fände in dieser Zeit kein ausreichender Kontakt zu einer konstant verfügbaren Betreuungsperson statt oder wechselten die Betreuungspersonen, so sei die Entwicklung einer sicheren Bindung unwahrscheinlich und mit Deprivationserscheinungen zu rechnen. Erst später würden neben der Bindung zur Mutter auch (per se nachrangige) Bindungen an andere Personen wie etwa den Vater entwickelt⁶.

Kluft zwischen Ideal und Realität

Die Vorstellung einer allein auf ihre Kinder ausgerichteten Mutter ist jedoch nicht nur historisch und kulturell bedingt, sondern war immer von (oft fragwürdigen) Interessen bestimmt. Daneben wurde sie nie auch nur von der Mehrzahl der Frauen verwirklicht. Beispielsweise ist eine deutliche Abhängigkeit des Mutterbildes von wirtschaftlichen Gegebenheiten zu verzeichnen. Die Bewertung mütterlicher Berufstätigkeit – jeweils „wissenschaftlich“ gesichert – stand in allen Epochen in direktem Zusammenhang mit der Arbeitsmarktsituation.

Zudem bildete die Möglichkeit zur Freistellung der Mutter von der Erwerbsarbeit immer ein Privileg der Bessergestellten: Auch im 19. Jahrhundert war mütterliche Kinderbetreuung eher die Ausnahme als die Regel. Ein Grund hierfür liegt in der engen Wechselwirkung zwischen ökonomischer und sozialer Situation sowie kulturellen Strukturen: Als das Ideal der für die Betreuung der Kinder zuständigen Mutter aufkam, fand es bei den Frauen des wohlhabenden Bürgertums sehr viel mehr Anklang als in den herrschenden Klassen – zu reich, um arbeiten zu müssen, zu arm, um gesellschaftliche Ambitionen zu hegen, hatten sie nach der Auflösung des „ganzen Hauses“ wenig Möglichkeiten, ihr Leben sinnvoll zu gestalten. Indem ihnen die Aufgabe der Kindererziehung zugesprochen und die Mutter entsprechend idealisiert, ja: mystifiziert wurde, fanden sie einen neuen Sinn in ihrem Dasein. Zugleich verbesserte sich ihr persönlicher Status: In ihrer Eigenschaft als Mutter (!) unterschied sich dieser faktisch – wenngleich nicht rechtlich – von dem eines Kindes, das vom Ehemann gelenkt werden mußte. Ganz anders gestaltete sich die Situation dagegen in den bäuerlichen und Arbeiterfamilien: Ein Verzicht auf den Mitverdienst der Frau sowie ein intensives Engagement in der Kindererziehung waren hier überhaupt nicht möglich. Zudem konnten die Kinder hier nicht anders denn als zusätzliche Verdienner gesehen werden – die Mitarbeit der älteren Kinder war unabdingbar für das Überleben; notwendigerweise wurden sie von ihren Eltern

ausgenutzt, was angesichts des beschriebenen Familienideals zusätzlich Schuldgefühle hervorrief. Gleichwohl wurde die bürgerliche Vorstellung von der für die Betreuung der Kinder freigestellten Frau und Mutter auch in der Arbeiterschicht zum unangefochtenen Ideal⁷.

Unberechtigte Vorurteile gegenüber mütterlicher Berufstätigkeit

Ungeachtet der angeführten problematischen Aspekte ist die Vorstellung, eine Mutter habe sich ausschließlich ihren (kleinen) Kindern zu widmen, in Deutschland nach wie vor die Regel. Einer von Heike Lipinski und Erich Stutzer durchgeführten Befragung von 2004 zufolge sind über 70 Prozent der Bevölkerung der Ansicht, eine Berufstätigkeit der Mutter wirke sich negativ auf kleine Kinder aus⁸. Einer näheren Überprüfung halten die Vorurteile gegenüber einer mütterlichen Berufstätigkeit bzw. einer auf mehrere Bezugspersonen verteilten Kinderbetreuung allerdings nicht stand.

So wurde Bowlbys Annahme eines kindlichen Monotropismus, d.h. einer Bindung vorwiegend oder ausschließlich an eine einzige Person, inzwischen überzeugend widerlegt; eine solche Bindung scheint weder notwendig noch naturgegeben zu sein, sondern bildet eine *Folge* des ständigen Zusammenseins von Mutter und Kind. Es ist gesichert, daß Kleinkinder – sofern sie die Möglichkeit haben – bereits sehr früh nicht nur zur Mutter, sondern zu mehreren Personen voneinander unabhängige, stabile Bindungen entwickeln. Weiter wurde aufgezeigt, daß sich die Bindung an die Mutter nicht qualitativ von anderen Bindungen unterscheidet und nicht von einer „natürlichen“ Hierarchie der Bindungsfiguren auszugehen ist. Daneben herrscht Konsens darüber, daß ein Kleinkind – auch ein Säugling – weder von einer weiblichen noch von einer einzigen Person betreut werden muß, um stabile emotionale Bindungen entwickeln zu können⁹.

Ein weitverbreitetes Vorurteil besteht darin, daß berufstätige Mütter zu wenig Zeit für ihr Kind haben. Dies ist jedoch nicht der Fall: Zunächst gilt hinsichtlich der Beziehung zwischen Eltern und Kind der Grundsatz „Qualität vor Quantität“. Um eine stabile emotionale Beziehung aufzubauen und zu unterhalten, ist nicht die mit dem Kind verbrachte *Zeitdauer* von zentraler Bedeutung, sondern die Qualität der stattfindenden Interaktionen: die Fähigkeit und die Bereitschaft, sensitiv mit dem Kind umzugehen, angemessen auf seine Bedürfnisse zu reagieren und ihm genügend Stimulation zukommen zu lassen¹⁰. Entsprechend fühlen sich die Kinder berufstätiger Mütter ebenso geborgen wie die Kinder von Hausfrauen. Ausschlaggebend ist für sie nicht, daß beispielsweise eine Aussprache um einige Stunden aufgeschoben werden muß, sondern das Wissen, daß ihre Mutter grundsätzlich – als Person – für sie „da“ ist. Weiter konnte gezeigt werden, daß Vollzeitmütter ihrem Kind nicht mehr Zeit widmen als berufstätige Mütter: Zum einen investieren sie

wesentlich mehr Zeit in ihren Haushalt; zum anderen sind sie, da sie Tag für Tag (und Nacht für Nacht) für die Kinder zuständig sind, weniger motiviert, sich mit ihnen über die alltäglichen Verrichtungen hinaus zu beschäftigen. Dagegen sehen berufstätige Mütter das Zusammensein mit ihren Kindern als erfreuliche Abwechslung und widmen sich ihnen in ihrer Freizeit besonders intensiv. Da die Väter bei Berufstätigkeit der Mütter ihren Kindern mehr als doppelt so viel Zeit widmen als Alleinernährer, verbringen Doppelverdiener insgesamt sogar etwas mehr Zeit mit ihren Kindern als Eltern aus traditionellen Familien¹¹.

Inwieweit sich eine mütterliche Berufstätigkeit negativ auf die Kinder auswirkt, wird seit langem erforscht. Lois W. Hoffman und Lise M. Youngblade zufolge, die entsprechende, über den Zeitraum von 50 Jahren entstandene Forschungsarbeiten auswerten, hat eine mütterliche Berufstätigkeit *positive* Auswirkungen auf die Kinder. So sind die Töchter berufstätiger Mütter im Vergleich zu den Töchtern von Vollzeitmüttern selbstsicherer, haben eine bessere Schulbildung und schlagen selbst eher eine erfolgreiche Berufslaufbahn ein. Dem entsprechen die Aussagen erwachsener Söhne berufstätiger Mütter: Die betreffenden Männer fühlen sich selbständig, unabhängig und – nicht zuletzt – im Haushalt kompetent. Überzeugend ist vor allem, daß sie für sich selbst eine berufstätige Partnerin wünschen¹². Auch Sandra Scarr, die ebenfalls zahlreiche Studien über berufstätige Mütter und ihre Kinder sichtete, kommt zu dem Schluß, daß Verhalten, schulische Leistung und Anpassung sowie innere Haltung der Kinder durch die mütterliche Berufstätigkeit nicht ungünstig beeinflusst werden. Ihres Erachtens ist die Anwesenheit der Mutter zu Hause kein Qualitätsmerkmal der Erziehung; es fehle jeder Beweis für eine schädliche Auswirkung der Berufstätigkeit von Müttern¹³. Zu demselben Schluß kommen Aletha C. Huston und Stacey Rosenkrantz Aronson in ihrer umfangreichen empirischen Studie aus dem Jahr 2005¹⁴. Entsprechend zeigt sich bei genauerem Hinsehen, daß negative Begleiterscheinungen einer mütterlichen Berufstätigkeit meist nicht in der Berufstätigkeit als solcher, sondern anderweitig begründet sind: Beispielsweise kann sich eine Fremdbetreuung dann nachteilig auswirken, wenn (das Kind bemerkt, daß) die Mutter das Kind nur unter Schuldgefühlen weggibt. Ungünstig wirkt sich auch aus, wenn die Eltern mit den weiteren Betreuungspersonen innerlich nicht einverstanden sind oder sich ängstigen, diese könnten ihnen das Kind entfremden.

Schließlich ist anzumerken, daß sich die Kinder berufstätiger Mütter sehr positiv über ihre Lebensbedingungen äußern. Mehr als 75 Prozent der betroffenen Kinder und Jugendlichen finden es gut, daß ihre Mutter berufstätig ist. Im Mittelpunkt steht für sie, daß sie sich insofern geborgen fühlen, als sie sicher sind, ihre Mutter sei grundsätzlich für sie da und habe ein offenes Ohr für sie. Das Vertrauensverhältnis zur Mutter ist ebenso gut wie bei Kindern von Vollzeitmüttern. Auch das Ausmaß des Kontakts zur Mutter empfinden die Kinder durchgehend als ausreichend¹⁵.

Vorteile einer *gemeinsamen* Kindererziehung

Negative Auswirkungen einer mütterlichen Berufstätigkeit sind somit nicht festzustellen. Darüber hinaus ist heute gesichert, daß die kindliche Entwicklung nicht von einer nahezu ausschließlichen Beziehung zur Mutter abhängt – eine solche wird inzwischen sogar als *negativer* Entwicklungsfaktor angesehen¹⁶ –, sondern am besten durch mehrere Bezugspersonen gefördert wird. Während man früher glaubte, ein Kind wäre während der ersten Jahre mit mehr als einer Bezugsperson überfordert, ist heute erwiesen, daß mehrere Bezugspersonen bereits für das Neugeborene eine Bereicherung darstellen¹⁷. Die gleichmäßige(re) Verteilung der Betreuung des Kindes auf die Schultern mehrerer Personen bringt für dessen Entwicklung wesentliche Vorteile.

Zentral ist, daß der regelmäßige und enge Kontakt mit mehreren Personen einer einseitigen Fixierung sowie einer entsprechenden Abhängigkeit – sowohl seitens des Kindes als auch der Mutter – entgegensteht. Entsprechend sind mehrere Bezugspersonen bereits in der frühen Kindheit in mehreren Hinsichten vorteilhaft: Beispielsweise ist eine längere Abwesenheit der Mutter (etwa bei einem Krankenhausaufenthalt) für das Kind weit weniger problematisch, als wenn es zum ersten Mal ohne Mutter auskommen muß. Weiter fühlt sich eine Mutter nicht unbedingt jedem ihrer Kinder gleich nahe; zudem gibt es wenigstens phasenweise Verständigungsschwierigkeiten zwischen zwei Menschen. Beides ist weniger problematisch, wenn stabile Kontakte zu mehreren Personen bestehen.

Weiter erhält ein Kind durch enge Beziehungen zu mehreren Personen wesentlich mehr und vielfältigere Anregungen als durch (überwiegend) eine Bezugsperson. Erkenntnissen aus der Hirnforschung zufolge wird dadurch nicht nur die kognitive, sondern auch und insbesondere die sozial-emotionale Entwicklung entscheidend gefördert: Wie der Neurobiologe Gerald Hüther betont, werden neuronale Verschaltungen, d.h. aber auch die damit korrelierenden Verhaltensweisen, durch ihre regelmäßige Aktivierung stabilisiert und ihr Gebrauch zunehmend „automatisiert“; ist eine Verhaltensweise einmal fest etabliert, kann sie später kaum mehr verändert bzw. „aufgebrochen“ werden. Während eine nahezu ausschließliche Beziehung zu einer Person während der frühen Kindheit eine einseitige Stabilisierung von und Fixierung auf wenige neuronale Verschaltungen und damit Verhaltensweisen fördert, wird durch mehrere Beziehungen eine sehr viel größere „Bandbreite“ unterschiedlicher Verschaltungen und Verhaltensstrategien etabliert, d.h. aber die Kompetenzen zur Bewältigung unterschiedlicher Anforderungen werden wesentlich gefördert. Entscheidend dabei ist, daß die betreffenden Beziehungen nicht oberflächlicher Natur sind; nur wenn sie tiefe Gefühle hervorrufen, wird das noradrenerge System evoziert, welches eine Voraussetzung für die Bahnung neuronaler Verschaltungen bildet¹⁸. So erlebt das Kind durch mehrere intensive Beziehungen eine größere Vielfalt an Verhaltens-, Kommunikations- und Lebensweisen, als wenn es überwiegend mit ein oder zwei Personen zusammen ist: Es *erlebt*, daß es verschiedene Möglichkeiten gibt, dies und jenes zu tun, miteinander zu kommunizieren,

schlicht: zu leben – und wie sich dies anfühlt. Es kann unterschiedliche Lebensstile erproben und später zwischen diesen wählen, anstatt vor allem von *einer* Lebensweise geprägt und damit mehr oder weniger auf diese festgelegt zu werden. Zugleich lernt es frühzeitig, mit unterschiedlichen Menschen auszukommen und eine gemeinsame Basis zu finden sowie Toleranz zu üben. Voraussetzung hierfür ist natürlich ein nicht konkurrierendes, sondern kooperatives Verhältnis der Bezugspersonen zueinander.

Von besonderer Bedeutung ist außerdem, daß das Kind verlässliche *männliche* Bezugspersonen hat: Seit Mitte der 70er Jahre zeigen empirische Untersuchungen, daß der Vater für ein Kind von Geburt an im selben Maß wichtig und kompetent ist wie die Mutter. So betont Wassilios E. Fthenakis, daß „beide Eltern gleichermaßen in der Lage sind, ein Kind von Geburt an mit der notwendigen Sensitivität angemessen zu betreuen und zu versorgen, sein Bedürfnis nach Kommunikation zu stillen und seine Entwicklung entsprechend zu fördern. Beide Eltern entwickeln unter entsprechenden Bedingungen eine emotionale Beziehung zum Kind, und das Kind seinerseits entwickelt eine emotionale Beziehung zu beiden Elternteilen, und zwar individuelle Beziehungen, die eigenständig zu sehen sind“¹⁹. Da Männer mit Kindern anders umgehen als Frauen, erleben Kinder, die gleichermaßen vom Vater betreut werden, ein wesentlich breiteres Spektrum an Verhaltensweisen und damit an Erfahrungsmöglichkeiten. Durch in das tägliche Leben ihrer Kinder stark eingebundene Väter werden insbesondere die kognitive Entwicklung, die Entwicklung der Geschlechtsrollenidentität, die kindliche Empathiefähigkeit, soziale Kompetenz und Fähigkeit zur Problembewältigung positiv beeinflusst²⁰. Entsprechend kann davon ausgegangen werden, daß sich Kinder stark involvierter Väter besser entwickeln als Kinder aus traditionellen Familien, deren Welt normalerweise mindestens während der ersten zehn Lebensjahre von einem eklatanten Mangel an männlichen Bezugspersonen geprägt ist.

Wesentlich ist weiter, daß die für die kindliche Entwicklung so wichtige Beziehung zur Mutter unter den genannten Umständen günstig beeinflusst wird: Indem die Mutter in dem beschriebenen Modell mehrerer betreuender Personen in ihrer Zuständigkeit für das Kind deutlich entlastet und zugleich frei für andere Tätigkeiten wird, werden ihre seelische Stabilität und Zufriedenheit im allgemeinen sehr positiv beeinflusst, was sich wieder günstig auf den Umgang mit und die Beziehung zu ihrem Kind auswirkt²¹. Daneben bringt die berufliche Betätigung Abwechslung mit sich und wirkt so motivationsfördernd, weshalb sich berufstätige Mütter in ihrer Freizeit meist besonders gerne und intensiv mit ihren Kindern beschäftigen²². Zudem sind sie damit weniger in der Gefahr, sich auf ihr Kind zu fixieren, d. h. aber auch Ausschließlichkeit von ihm zu erwarten, insbesondere entlasten sie ihr Kind von dem Anspruch, ihren Lebensinhalt bilden zu müssen. So sehen berufstätige Mütter die Entwicklung ihres Kindes meist relativ gelassen, während Vollzeitmütter stärker in der Gefahr sind, – ihrem eigenen Einsatz entsprechend – überhöhte Erwartungen hinsichtlich der Entwicklung des Kindes wie auch der eigenen Erfüllung im Mutterdasein zu hegen²³.

Auch vermitteln berufstätige Mütter – insbesondere wenn sie ihren Beruf gerne ausüben – ihren Kindern ein positives (Vor-)Bild: Indem sie intensiven Kontakt zu anderen Menschen haben, sich vielseitig betätigen und erlernte Fähigkeiten anwenden können, eigenes Geld verdienen und damit vom Ehemann zumindest ein Stück weit unabhängig sind, kurz: ein Stück Leben ganz für sich haben, fühlen sie sich zufriedener, gesünder und weniger isoliert als Hausfrauen²⁴, was sich nicht nur positiv auf ihr Verhältnis zu den Kindern und damit auf deren Entwicklung auswirkt, sondern auch dazu führt, daß sie ihren Kindern das Bild einer kompetenten, selbständigen und – nicht zuletzt – glücklichen Frau vermitteln. Insbesondere die Töchter entwickeln über ein solches Modell Unabhängigkeit und Selbstbewußtsein, während die Söhne lernen, Frauen als unabhängige und selbständige Menschen wahr- und ernstzunehmen²⁵. Entsprechend zeichnet sich eine gute Mutter nach Ute Ehrhardt und Wilhelm Johnen gerade dadurch aus, daß sie Zeit und Raum für sich fordert sowie in Anspruch nimmt, als selbständiger, mit Interessen behafteter Mensch zu agieren und auch entsprechend respektiert zu werden²⁶.

Weiter erleben die Kinder in einer Familie, in der beide Eltern *sowohl* für Kindererziehung *als auch* für Haushalt und wirtschaftliche Versorgung zuständig sind, flexiblere und umfassendere Rollenmodelle als in traditionellen Familien, was es ihnen nicht nur erleichtert, ihre eigenen Fähigkeiten und Neigungen zu erkennen und umzusetzen, sondern auch ihre Fähigkeit und Bereitschaft steigert, sich in eine von Gleichberechtigung getragene Gemeinschaft einzufügen. Die Kinder *erfahren* dabei ganz nebenbei, daß weder die Frau per se auf Kinder und Haushalt noch der Mann ausschließlich auf die Außenwelt verwiesen ist. Von Bedeutung ist dabei, daß beide Ehepartner sich für alle Bereiche *gleichermaßen verantwortlich* fühlen, was beispielsweise auch erfordert, daß die Mutter echte (Mit-)Verantwortung für die wirtschaftliche Situation übernimmt.

Schließlich zeigte sich, daß die Kinder – vor allem die Söhne – berufstätiger Mütter selbständiger, selbstsicherer, hilfsbereiter und gemeinschaftsfähiger sind als die Kinder von Vollzeitmüttern. Während diese ihre Kinder oft umfassend verwöhnen, wird von den Kindern einer berufstätigen Mutter generell mehr Selbständigkeit wie auch Mitarbeit gefordert. Da die Mutter nicht ständig verfügbar ist, lernen die Kinder besser, sich selbst zu beschäftigen. Entsprechend sind die Kinder berufstätiger Mütter leistungsfähiger, selbstbewußter und offener als gleichaltrige Kinder von Vollzeitmüttern²⁷.

Zusammenfassung und Ausblick

Daß die Entwicklung eines Kindes von einer monotropen Beziehung zur Mutter abhängt, ist vor dem Hintergrund der Ergebnisse pädagogisch-psychologischer Forschung eindeutig zurückzuweisen. Stattdessen läßt sich aus den entsprechenden

Ergebnissen ableiten, daß das Heranwachsen eines selbstbestimmten, glücklichen und verantwortungsbewußten Menschen am besten durch eine stabile Beziehung zu Vater *und* Mutter sowie mehrere, harmonisch interagierende Bezugspersonen gefördert wird. Ideal wäre deshalb eine von beiden Eltern unter Einbezug zwei oder drei weiterer Bezugspersonen gemeinsam geleistete Erziehungsarbeit. Die Väter wären dabei gefordert, sich für ihre Kinder und deren Entwicklung ebenso (!) verantwortlich zu fühlen wie die Mütter und dies auch praktisch umzusetzen. Umgekehrt müßten die Mütter lernen, ihre Kinder auch „loszulassen“, deren Zuneigung mit anderen zu teilen, Verantwortung – vor allem an die Väter – abzutreten und stattdessen (Mit-)Verantwortung für die wirtschaftliche Situation zu übernehmen. Ergänzend wäre die flächendeckende Einrichtung qualitativ hochwertiger Betreuungseinrichtungen notwendig: Diese bilden nicht nur eine Voraussetzung mütterlicher Berufstätigkeit, sondern die Kindern kämen damit auch in den Genuß eines frühzeitigen intensiven Zusammenseins mit anderen Kindern sowie einer Betreuung durch ausgebildete Erzieher und Erzieherinnen und damit in den Genuß weiterer qualifizierter Bezugspersonen. Damit würden zudem die Chancen derjenigen Kinder auf eine gute Entwicklung erhöht, deren Eltern sie aus wirtschaftlichen oder anderen Gründen nicht umfassend betreuen können.

Letztlich dürfte sich die beschriebene „gemeinsame Familienarbeit“ nicht nur auf die Kinder positiv auswirken: Jeder der Ehepartner hätte seinen eigenen Bereich außerhalb der Familie. Keiner müßte aber deshalb auf wesentliche Teile des Familienlebens verzichten – ganz im Gegenteil: Die Freude an der Familie, die Möglichkeit, das Zusammensein mit den Kindern zu genießen, wächst gerade dadurch, daß man nicht auf sie beschränkt und allein für sie verantwortlich ist, sondern auch andere – meist in einer langwierigen Ausbildung erworbene – Fähigkeiten und Fertigkeiten umsetzen kann. So ergäbe sich ein „Mehr an Vater“ für die Kinder, ein „Mehr an Kindern“ (und Familie) für den Vater sowie ein „Mehr an Selbständigkeit und Freiraum zur Entfaltung unterschiedlicher Persönlichkeitsanteile“ für die Mutter.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. dazu G. Busch, D. Hess-Dießacker u. M. Stein-Hilbers, Den Männern die Hälfte der Familie, den Frauen mehr Chancen im Beruf (Weinheim 1988), die den weniger glücklichen Begriff der „geteilten Elternschaft“ verwenden.

² Vgl. etwa J.-J. Rousseau, *Émile oder Über die Erziehung* (München 1977) 26.

³ Vgl. zu dem ganzen Absatz I. Weber-Kellermann, *Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte* (Frankfurt 1996); dies., *Die Sozialgeschichte der Familie in Deutschland – besonders im Hinblick auf die Stellung der Frau*, in: *Einführung in die Familienpädagogik*, hg. v. B. Paetzold u. L. Fried (Weinheim 1989) 21–33; E. Badinter, *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute* (München 1981) 66 ff., 116 ff., 173 ff.; H. Paterak, *Institutionelle Früherziehung im Spannungsfeld normativer Familienmodelle u. gesellschaftlicher Realität* (Münster 1999); H.-M. Stimpel, *Zur Geschichte*

der Familienerziehung, in: *Familienerziehung international*, hg. v. F. Zubke (Köln 1988) 43–62; E. Shorter, Die Geburt der modernen Familie (Reinbek 1977); Y. Schütze, Die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes, in: *Einführung in die Familienpädagogik*, 52; E. Beck-Gernsheim, Wieviel Mutter braucht das Kind, in: *Sozialstruktur im Umbruch*, hg. v. St. Hradil (Opladen 1985), 267 ff.; B. Paetzold, Die Bedeutung der Mutter für die Entwicklung des Kindes, in: *Einführung in die Familienpädagogik*, 34–36.

⁴ Vgl. W. E. Fthenakis, *Väter*. Bd. 1: Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung (München 1985) 214 ff.

⁵ Vgl. J. Bowlby, *Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung* (München 1975) bes. 195.

⁶ Vgl. B. Hassenstein, *Verhaltensbiologie des Kindes* (München 1973); ders. u. H. Hassenstein, *Was Kindern zusteht* (München 21978).

⁷ Vgl. A. 3.

⁸ H. Lipinski u. E. Stutzer, Wollen die Deutschen keine Kinder? Sechs Gründe für die anhaltend niedrigen Geburtenraten, in: *Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg* 6/2004.

⁹ Vgl. Fthenakis (A. 4) 228 ff., 265 f., 269 f., 284 f.

¹⁰ Vgl. ebd. 272, 283; A. C. Huston u. St. Rosenkrantz Aronson, Mother's time with infant and time in employment as predictors of mother-child relationships and children's early development, in: *Child development* 76 (2005) 467; R. Schneider, *Gute Mütter arbeiten. Ein Plädoyer für berufstätige Frauen* (Frankfurt 1995) 36 f.; Paetzold (A. 3) 43.

¹¹ Vgl. Schneider (A. 10) 47, 73, 119; P. Erath, *Wieviel Mutter braucht ein Kind? Die wahre Qualität einer Beziehung* (Genf 1994) 109; S. Weidenbach-Janositz, *Die berufstätige Mutter u. ihre Probleme im Alltag. Orientierungshilfen*, Vorwort v. U. König (München 1990) 10.

¹² Vgl. L. Hoffman u. L. M. Youngblade, *Mothers at work. Effects on the children's well-being* (Cambridge 1999).

¹³ Vgl. S. Scarr, *Wenn Mütter arbeiten. Wie Kinder u. Beruf sich verbinden lassen* (München 1988) 14.

¹⁴ Vgl. Huston u. Rosenkrantz Aronson (A. 10) 467.

¹⁵ Vgl. Schneider (A. 10) 118 f. Bestätigt wird dies von einer im Auftrag von BRIGITTE durchgeführten repräsentativen Umfrage des Instituts für Jugendforschung von 2003 (vgl. BRIGITTE-Dossier, 15. 10. 2003: „Wieviel Job verträgt mein Kind?“).

¹⁶ Vgl. Paetzold (A. 3) 46; M. Ulich, Risiko- u. Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, in: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 20 (1988) 154.

¹⁷ Vgl. Fthenakis (A. 4) 157, 283; Schneider (A. 10) 130.

¹⁸ Vgl. G. Hüther, *Biologie der Angst. Wie aus Streß Gefühle werden* (Göttingen 1997) 98 f.; ders., L. Adler u. E. Rütther, Die neurobiologische Verankerung psychosozialer Erfahrungen, in: *Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychotherapie* 45 (1999) 2–17.

¹⁹ Fthenakis (A. 4) 283.

²⁰ Vgl. ebd. 178 f., 306 ff., 320; W. E. Fthenakis u. a., *Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie* (Opladen 1999) 121 f.; Schütze (A. 3) 55.

²¹ Vgl. Schneider (A. 10) 165; Fthenakis (A. 4) 175 f.; Paetzold (A. 3) 45.

²² Vgl. Huston u. Rosenkrantz Aronson (A. 10) 467; Schneider (A. 10) 47, 165; Weidenbach-Janositz (A. 11) 10.

²³ Vgl. Schneider (A. 10) 66, 152.

²⁴ Vgl. ebd. 66, 165; Weidenbach-Janositz (A. 11) 50, 157; Fthenakis (A. 4) 175 f.

²⁵ Vgl. Schneider (A. 10) 47, 64 f., 112 ff., 118, 120, 165.

²⁶ Vgl. U. Ehrhardt u. W. Johnen, *Frauen steigen wieder ein* (München 1991) 120.

²⁷ Vgl. Schneider (A. 10) 44, 118, 120, 140 ff., 153 f., 165.